

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 85 (1959)
Heft: 36

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Berner XIII

Ein Berner namens Ueli Gasser begab sich in das Aarewasser, um a) vom Staub sich reinzuspülen und b) im Fluß sich abzukühlen.

Er ließ mit Wonne und Behagen sich von den Wogen talwärts tragen, bis plötzlich seine rechte Hand im Wasser etwas Weiches fand.

«Eil!» rief Herr Gasser, «dieses hier ist zweifellos Klosettpapier!» – worauf er rasch ans Ufer kam und schauernd eine Dusche nahm.

Die Stöckli-Krankheit

Die «Stöckli-Krankheit» ist erstens ein beliebtes Repertoire-Stück unseres Heimatschutztheaters und zweitens eine Erscheinung, die immer breitere Volksschichten des Bernerlandes erfaßt und noch lange nicht das Schlimmste ist, was einem passieren kann.

Was ein Stöckli ist, wissen Sie wohl: jener kleine Wohnbau neben dem Bauernhaus, in den sich die Alten zurückziehen, wenn die Jungen – sofern sie nicht Mechaniker oder Buchhalter werden – den Hof übernehmen. In anderen Gegenden Europas nennt man ein solches Häuschen «das Altenteil», was aber bedeutend weniger heimelig klingt als «Stöckli».

Die Stöckli-Krankheit nun erfaßt die Berner dann, wenn sie eine bestimmte Menge Auspuffgase in der Lunge und das erste Löchlein im Trommelfell haben. Der Selbsterhaltungstrieb, unterstützt von Jean-Jacques Rousseau, ruft ihnen dann zu: «Hinaus aus der Stadt, zurück zur Natur! Zurück in die friedliche Stille der Landwirtschaft, in die reine Luft der Auen und Wälder!» Und dann kommt es über einen. Man beginnt ein leerstehendes Stöckli zu suchen, das zu vermieten wäre. Wenn man unerhörtes Glück hat, findet man eines auf dem Inseratenweg. Meist aber muß man sich selber auf die Socken machen, Wochenende um Wochenende. Man durchkämmt den Belpberg, den

Längenberg, den Kurzenberg, das Schwarzenburger-Land und die nächstgelegenen Emmentaler Höger – und überall, wo man ein Stöckli entdeckt und sich – unter vorsichtiger Umgehung des bellenden Kettenhundes – nach den Mietmöglichkeiten erkundigt, heißt es: «Hier wohnt ein Berner Zahnarzt», «Schon vermietet: an einen Hals-, Nasen- und Ohrenspezialisten aus Bern», «Nein, hier wohnt schon seit vielen Jahren der Krampfader-Spezialist Dr. Aederli aus Bern», «Tut mir leid, der Professor Knorpliger von der Poliklinik ist vor Ihnen dagewesen» usw. usw. So weit das Auge reicht, sind die bernischen Stöckli besetzt, und zwar meistens von Aerzten. Deshalb ist das Stöckli-Problem vorwiegend ein medizinisches Problem.

Nun, es gibt auch Ausnahmen. Ich kenne einen Oberlehrer, einen Pfarrer, einen höheren Bankangestellten und sogar einen Bäckermeister, denen es tatsächlich gelungen ist, der medizinischen Fakultät ein Stöckli zu entreißen. Von ihnen weiß ich, wie schön es sein muß, über das Wochenende in einer einfachen, heimeligen Stube mit rot-weiß karierten Vorhängen und Geraniumstöckli vor den Fenstern zu hausen. Ringsum nichts als Stille – abgesehen natürlich vom Motormäher, von der Dreschmaschine, vom Motorrad des Melkers und vom Radio des Hüterbuben –, und herrlich reine Luft – abgesehen vom Rauch in der Küche, vom Bschüttloch (= Jauchegrube) und vom nahen Säustall –, nein, wirklich, das Leben im Stöckli ist etwas vom Erholungsreichsten, das man sich vorstellen kann – abgesehen von den primitiven Betten, die man frühmorgens gern und gerädert verläßt, und von gelegentlichen Verdauungsschwierigkeiten, die auf den Genuß von (Durch-)Fallobst zurückzuführen sind –, und wer einmal von dieser Stöckli-Krankheit befallen ist, möchte sie nie mehr missen.

Dem aufmerksamen Leser wird aufgefallen sein, daß ich die Wonnen des Landlebens mit einer gewissen

Ironie geschildert habe. Dies geschah mit Absicht. Ich möchte nicht, daß noch mehr Berner merken, wie herrlich so ein Stöckli in Wirklichkeit ist. Es hat ja keinen Sinn, den Leuten den Speck durchs Maul zu ziehen, wenn sie ohnehin keine Aussicht auf ein Stöckli haben. Sie mögen sich zum Trost sagen lassen, daß die Suche nach einem Stöckli eigentlich noch viel gesünder ist als die Niederlassung in einem solchen, besonders wenn sich diese Suche auf ein Gebiet erstreckt, in dem man sich nur zu Fuß fortbewegen kann. Und daß ich selber – obschon nur ein Schreiber – fast jedes Wochenende im Stöckli verbringe, geht wirklich niemanden etwas an!

Vor vier Monaten

habe ich – schweren Herzens, aber hoffnungsfroh – an dieser Stelle einige Beamtenwitze erzählt. Schwere Herzens, weil es mir peinlich war, die Ammen unserer Demokratie verunzulimpfen, aber hoffnungsfroh, weil ich wußte, daß man in Beamtenkreisen Humor hat.

Mein Optimismus hat sich gerechtfertigt. Kein einziger anonymen Telefonanruf um Mitternacht, keine Zeitbombe in portofreiem Paket hat unseren Textredaktor seither belästigt, und dies gibt mir den Mut, einige weitere Witze dieser Art zu veröffentlichen:

Ein geschäftiger Vormittag

geht seinem Ende entgegen. Allmählich kommt Leben ins Bundeshaus.

Der Beamte Moser hat von 7 Uhr 47 bis 9 Uhr 12 seinen Totosettel ausgefüllt, von 9 Uhr 13 bis 9 Uhr 19 mit einem Freund telefoniert und ab 9 Uhr 20 im «Anzeiger für die Stadt Bern» gelesen. Nun ist es 11 Uhr 42: Zeit, die Hände zu waschen. Er stößt seinen Bürokollegen Marti an, der seit Arbeitsbeginn schläft.

«Was isch los?» brummt dieser schlaftrunken.

«Es isch jitz de grad Viertel vor Zwölfi; mir müesse hei!»

«Ä-äh», sagt Marti und bettet den Kopf wieder auf die verschränkten Arme, «i gah nid hei – i wott hüt einisch dürechrampfe!»

Der Weg zum Erfolg

«Was het der Housi eigetlech gmacht, daß er jitz doch no Adjunkt worden isch?»

«Nüüt.»

«Nüüt?»

«Aber das derfür füzfäche Jahr lang!»

Ein betagter Oberst,

der im Militärdepartement arbeitet, gab kürzlich ein neues Reglement heraus unter dem Titel «Vorschrift für die Ausbildung in der Verwendung der Wadenbinde beim Erstellen von Infanteriehindernissen». Diese von allen Vorgesetzten sehr gelobte Arbeit konnte nur deshalb nicht gedruckt werden, weil

seit ihrer Inangriffnahme im Jahre 1917 die Wadenbinde leider abgeschafft worden ist.

Für eine offene Stelle

im Bundeshaus meldeten sich drei Bewerber. Zwei davon wurden auf Grund eines ärztlichen Gutachtens als ungeeignet zurückgewiesen: der eine litt an Schlaflosigkeit, der andere an Krampfadern. (Der dritte, der dann die Stelle bekam, war übrigens zufälligerweise einem Nationalrat verwandt.)

Einem anderen Bewerber,

der eine sehr aussichtsreiche Stelle mit sofortiger Aufstiegsmöglichkeit wünschte, wurde der Posten des Münsterturnwärters empfohlen.

Instruktion

«So, het Ech der Chef i Eues Arbeitsgebiet ygführt?» will der Abteilungsleiter vom neuen Bürogehilfen wissen.

«Ja, Herr Dokter.»

«Und, was het er gseit was e Beamte müeß sy?»

«Ufgweckt, Herr Dokter.»

«Ganz richtig! E guete Beamte müeß gäng ufgweckt sy!»

«Jä nei, nid gäng. I söll nen albe nume wecke, we Dir chömet.»

Die Oberzolldirektion

wurde von einem Grenzposten angerufen. Es sei ein Archäologe dort, der eine dreitausendjährige Mumie aus Aegypten mitführe, und nun wisse man nicht, in welche Kategorie der zu verzollenden Waren diese Mumie einzureihen sei.

Nach kurzer Ueberlegung fällt der zuständige Beamte den Entscheid. Er lautet: «Trockenfleisch in hygienischer Verpackung.»

Amtliches Telefongespräch

«Ja, hie isch Kanzlei.»

«Fräulein, mir sy d Bürochlammeren usggange. Chönnstet Dir mir öppe hundert Stück übereschicke?»

«Da müeßt Dir es diesbezüglechs Gsuech mache, uf Formular FW7g, in drünen Exemplar.»

«De chönnstet Der mer vilicht die drü Formular übereschicke, wenn Der weit so guet sy?»

«Das scho – aber gället, die Formular müesse de zämegeftet ygreicht wärde.»

«Ja aber wenni doch äbe kener Bürochlammere ha, de chani se doch nid zämehefte!»

«Drum müeßt Der äbe zersch Bürochlammere bschtelle, uf Formular FW7g, i drünen Exemplar.»

«Also, de schicket mer doch die drü Exemplar bitte übere.»

«Das scho – aber gället, die Formular müesse de zämegeftet ygreicht wärde.»

«Ja aber wenni doch äbe kener Bürochlammere ha!»

usw.

(Infolge Platzmangels kann dieses Gespräch leider nicht vollständig wiedergegeben werden. Schade!)

Ueli der Schreiber